
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 86 Bydgoszcz, 15. April Bromberg 1939

Golovin geht durch die Stadt

Roman von Hugo Maria Kritz.

(1. Fortsetzung.) ——

2.

Es war bereits sechs Uhr nachmittags, aber immer noch lag eine kochende Hitze über dem Bahnhofsplatz. Auf dem schlechten rundköpfigen Pflaster wimmelten bunte Menschen. Viele waren barfuß, die Frauen hatten Tücher um den Kopf gebunden und schleppten Rückenkörbe und große Bündel in farbigen, meist roten Tüchern. Ihre blanken Füße waren rissig, stark und schwarz. Auf dem weiten, unebenen Platz vor dem Bahnhof standen viele Autobusse, die in die kleinen Dörfer in der Umgebung fuhren. Sie waren schmal und hoch und vom Staub völlig überpudert. Die Hitze war lähmend, denn die Wolken hingen niedrig und bleiern über der Stadt. Kleine rote Straßenbahnen fuhren über den Platz und hielten in der Mitte an einem Wartehäuschen. Sie sahen wie abgebrauchtes, verwahrlostes Spielzeug aus.

Cannenburgh kannte diese Stadt nicht, aber er kannte viele andere Städte, die ihr glichen, sie hatte das besondere Gesicht der in Trübseligkeit verlorenen Provinzstadt des alten, versunkenen Habsburgerreiches. Städte wie dieses Boguslawa konnten nicht von heute auf morgen das Gewand ihrer wenig ruhmreichen Vergangenheit ablegen, sie verwandelten sich nur langsam, Schritt um Schritt, denn die Zeit floß hier zäh und träge dahin. Hier hing über dem Giebel eines Hauses vergessen ein geschundener Doppeladler der Monarchie, dort erhob sich der ewig gleiche Barockbau eines ehemaligen österreichischen Bezirkshauptmannes, im uniformen dunkelgelben Anstrich der k. u. k. Monarchie, heute vielleicht ein Finanzamt, eine Bücherei oder ein Stadthaus, mit grellen Schildern bedeckt, umflattert von neuen bunten Flaggen, aber ewig umwittert vom Todeshauch einer versunkenen, verendeten Zeit.

Cannenburgh stand einen Augenblick lang vor dem Bahnhof und blickte in das Getriebe auf dem Platz. Er hielt die Reisemütze unterm Arm, wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn und berührte mit dem Fuß seinen schwarzen ledernen Koffer, der neben ihm stand.

Mit kurzen, nervösen Bewegungen verscheuchte er die zerlumpten, braungebrannten und unterwürfigen Burschen, die sich immer wieder heranmachten, um seinen Koffer zu tragen.

Dieser unvorhergesehene, lächerliche und dumme Aufenthalt in einer fremden Stadt erfüllte ihn mit Wut, Ohnmacht und Verzweiflung. Er fühlte sich einsam und entwurzelt. Er haßte mit einem sinnlosen, verbissenen Haß diese fremde Stadt, die rote Straßenbahn, die holpernden Autobusse, die barfüßigen Weiber, den farblosen, schweren Himmel, er haßte sein eigenes Leben und sich selbst. Mit einem zerquälten, müden Blick sah er über die trostlosen und niedrigen Häuser hinweg.

Rechts vom Bahnhofsplatz ging eine breite, mit dürren und verstaubten Bäumen bepflanzte Straße ab, und hier sah er ein dreistöckiges weißes Haus emporragen, auf dessen Dach ein großes, dem Bahnhof zugewendetes Schild zu sehen war. „Grand Hotel" stand darauf.

Jetzt winkte er einen der Burschen herbei. Der trug nur ein Netzhemd und eine zerschlissene Hose. Die starken Muskeln wölbten sich unter der braunen Haut. Während er herbeiflitzte, bückte er sich noch schnell nach einem fortgeworfenen Zigarettenstummel und steckte ihn in die Hosentasche.

„Zum Grand Hotel", sagte Cannenburgh, und mit einer kurzen Handbewegung hieß er ihn vorangehen.

Der Junge warf den Koffer auf die Schulter, als wäre der nur mit Luft gefüllt und lief voran.

Cannenburgh ging hinter ihm her. Sie überquerten den Bahnhofsplatz und bogen in die Straße rechts ein. Am Rande des Bürgersteigs waren Stände aufgebaut wie auf einem Jahrmarkt. Und in allen Ständen wurde Zuckerwerk verkauft. Wahre Berge von türkischem Honig, blaue, grüne, gelbe, weiße Bonbons aller Größen und Formen, in Fächern, mit Glasplatten bedeckt, lange, bunte Zuckerstangen in hohen Glasgefäßen, aufgereihte, kandierte Früchte. Ein süßlicher Geruch ging von den Ständen aus und bereitete Cannenburgh ein leichtes Gefühl von Übelkeit.

Das Grand Hotel in Boguslawa unterschied sich in nichts von einem beliebigen Provinzhotel im Gebiet der ehemaligen österreichischen Monarchie. Es hatte keine richtige Halle, sondern nur einen kleinen Vorraum mit einem Stehpult und einem Schlüsselbrett, links war eine Glastür mit einer verschnörkelten Inschrift „Eingang zum Café", rechts war eine schwingende Doppeltür, die von den durchgehenden Kellnern stets mit den Füßen aufgestoßen wurde und deren unterer Teil davon völlig blankgewetzt und zerschrammt war. In der Mitte führte die Treppe hinauf, mit niedrigen, breiten Steinstufen und einem zerschlissenen roten Teppich. Die Kopfleiste des Geländers war mit rotem Plüsch bezogen, die Gitterstäbe verschnörkelt und mit Silberbronze überpinselt. Am Treppenabsatz stand ein dreiarmiger, offensichtlich noch für Gasbeleuchtung bestimmter gußeiserner Kandelaber mit drei weißen, schmutzigen Glaskugeln.

Es roch nach Gullasch, Zwiebeln und — entfernt — nach Schmierseife.

An dem Stehpult stand der Portier. Es war ein kleiner, schmächtiger Mensch mit einem schlotternden, abgeschabten Anzug.

Einzig die Mütze gab ihm das Aussehen eines Hotelportiers, eine niedrige runde Mütze mit schiefstehenden Metallbuchstaben: Grand Hotel. Er hatte sie weit in den Nacken geschoben. Vor ihm lag ein fettiges Papier, in der einen Hand hielt er ein Taschenmesser, in der andern eine

triefende, rote Speckwurst, von der er Scheibe um Scheibe abschnitt, während er hin und wieder aus einer Flasche einen Schluck Bier trank, sich mit dem Handrücken den grauen, hängenden Schnurrbart strich und im übrigen ohne aufzusehen in die Zeitung blickte, die er links neben sich gegen das Tintenfaß gelehnt hatte, so daß der trübe Lichtschein der Glühbirne darauf fiel.

Als Cannenburgh hinter dem Jungen, der seinen Koffer trug, eintrat, wickelte der Portier fieberhaft Messer und Wurst in das fettige Papier und ließ es in der Schublade verschwinden. Dann wischte er sich die Hände an der Hose ab, riß die Mütze vom Kopf und eilte dienernd auf Cannenburgh zu.

„Entlohnen Sie ihn", sagte Connenburgh und deutete mit dem Kopf auf den Jungen, der neben dem Koffer stand und sich am Bein kratzte. Aber der Portier rührte sich nicht.

Er stand vor Cannenburgh, die Mütze in der Hand, unterwürfig vorgeneigt, ein kleiner alter Mann mit einem faltigen, gelben Gesicht, mit einer roten Nase und hervorquellenden wässerigen Augen, stand wie erstarrt und sah zu Cannenburgh empor. Eine maßlose Verwunderung lag in seinem Blick, ja eine ziemlich unverhohlene Fassungslosigkeit, die ihrerseits wieder Cannenburgh in Erstaunen versetzte und leicht irritierte.

„Was ist denn los?" sagte er mit gerunzelter Stirn. „Haben Sie nicht gehört? Sie sollen dem Jungen was fürs Koffertragen geben. Ich habe noch nicht gewechselt."

Jetzt regte sich die Gestalt des Portiers, aber es waren mechanische Bewegungen, wie im Traum griff er in die Tasche, zog eine Münze hervor und streckte die Hand in die Richtung, in der der Junge stand, allein sein Blick, dessen Ausdruck sich nicht veränderte, ruhte immer noch auf Cannenburgh.

Der Junge nahm das Geld, warf dem Portier einen mürrischen Blick zu und ging grußlos davon.

Aus dem Café kam das Geräusch klickender Billardkugeln. In der Küche sang eine Frau.

Cannenbergh fand das Benehmen des Portiers albern. War in diesem elenden Nest das Erscheinen eines Fremden eine solche Ungeheuerlichkeit, daß man ihn anglotzte, als wäre er ein Kalb mit fünf Beinen?

„Ein Zimmer", sagte er ärgerlich. „Haben Sie fließendes Wasser?"

„Fließendes Wasser leider nicht", stotterte der Portier erregt, „aber Euer Gnaden können jederzeit warmes Wasser bekommen, Euer Gnaden brauchen nur zu klingeln." Sein Gesicht erweckte den Eindruck, als wollte er ganz etwas anderes sagen, als wäre eine brennende Frage da, die er nicht auszusprechen wagte.

„Ein großes Zimmer", sagte Cannenburgh. „Mit Balkon vielleicht."

„O bitte, bitte." Jetzt setzte er sich die Mütze wieder auf und ging an sein Stehpult. „Nummer fünfzehn im ersten Stock, ein schönes großes Zimmer mit Balkon. Es ist aber für zwei Personen."

„Macht nichts." Cannenburgh nahm den Federhalter, den der Portier ihm reichte und begann den Meldezettel auszufüllen. Neben ihm der Portier, mit neugierig gerecktem Hals, blickte wie gebannt auf die fahrigen, hingefegten Schriftzüge. Als er den Namen des fremden Gastes entziffert, und sich auch gewissenhaft überzeugt hatte, daß sein Auge ihn nicht betrog, verlor sein Gesicht plötzlich jeden Ausdruck. Er starrte mit völlig blöden Augen auf das Papier und schrak zusammen, als Cannenburgh den Federhalter hinlegte und sich jäh umdrehte. „Darf ich Euer Gnaden jetzt das Zimmer zeigen?" fragte er unterwürfig und griff nach dem Schlüssel von Nr. 15; Angst, Bewunderung und ein gut Teil Tücke lagen in seinem Blick. Allein Cannenburgh fand es müßig, sich über das merkwürdige Benehmen dieses Hotelportiers Gedanken zu machen. Er schritt auf die Treppe zu und begann die Stufen hinanzusteigen.

Das Zimmer roch muffig und war reichlich verwahrlost. Im Teppich klafften schlechtgestopfte Löcher. Die Marmorplatte des Waschtisches war gesprungen. Die Wand schmückte eine verblaßte Reproduktion von Munkácsys Riesengemälde „Christus vor Pilatus". Die grünen Jalousien hingen schief und offenbar defekt in den Fenstern. Die beiden Betten standen nebeneinander an der Wand, mit einer altmodischen Spitzendecke unordentlich überdeckt.

Ein Zimmer für Selbstmörder, dachte Cannenburgh. Er ging auf die Balkontür zu und trat hinaus. Er sah auf den Rangierbahnhof hinunter und hörte die Eisenbahner schreien. Ein Wind hatte sich erhoben und trieb Wände von grauem Staub vor sich her. Die Menschen hielten die Hände über die Augen oder drehten sich um und schritten rückwärts mit flatternden Kleidern.

Der Portier stand, mit der Mütze in der Hand, am Waschtisch.

„Ist das Ihr bestes Zimmer?" fragte Cannenburgh in den Raum hinein, ohne den Portier anzusehen.

„Es sind alle gleich, aber dieses ist das größte. Gefällt es Euer Gnaden nicht?"

„Schon gut", sagte Cannenburgh. „Ich fahre morgen früh nach Belgrad."

„Sehr wohl. Um acht Uhr sechs."

„Schicken Sie meinen Koffer herauf."

Der Portier raste die Treppe hinunter. Die mühselig aufrechterhaltene Selbstbeherrschung war jäh verschwunden. Er glühte in besessenem Eifer. Noch wußte niemand etwas. Aber er war der erste! Es sprengte ihm die Brust, es mußte heraus! Er riß die Tür zur Küche auf. Da stand der Ober Juraj, mit den langen Bartkoteletten und dem verschlagenen Lakaiengesicht, und belud seinen Arm mit Kaffeetabletts.

„Golowin ist hier!" schrie der Portier, und seine Augen quollen hervor.

Der Kellner sah ihn an. „Verrückt geworden?" Er legte einen Löffel über ein Wasserglas.

„Es ist wahr!" schrie der Portier. „Er ist hier, hier im Hotel auf Nummer fünfzehn, so wahr mir Gott helfe! Du kannst dich selbst davon überzeugen. Ich hab' ihn sofort erkannt, er ist ein bißchen dünner geworden und nennt sich Doktor Cannenburgh; vielleicht denkt er, es ist drei Jahre her und alles ist vergessen und begraben. Er sagt, er fährt morgen früh nach Belgrad."

Des Kellners Gesicht bekam jetzt denselben Ausdruck von Erschrecken und gespannter Erwartung, wie das des Portiers, als Cannenburgh das Hotel betreten hatte.

„Das ist aber doch —" Der Kellner hielt inne und schüttelte den Kopf. „Nein. So dumm ist Golowin nicht, daß er hierherkommt. Wie, wenn sie ihn verhaften? Warum sollte er denn ausgerechnet in Boguslawa übernachten, wenn er doch nach Belgrad will? Er wird ja glatt verhaftet."

„Du bist blöd!" schrie der Portier. „Wie kann man ihn verhaften! Man weiß doch nichts!"

„Alles weiß man. Es kommt bloß nicht in die Zeitungen wegen der Rados. Die haben es sich schweres Geld kosten lassen, damit das feine Töchterchen nicht am Ende noch ins Gefängnis kommt! Mir brauchst du nicht zu erzählen. Ich weiß alles vom Sekretär Sebor, der hat Beziehungen zum Gericht. Gegen Golowin ist ein Haftbefehl erlassen, das weiß ich genau. Wenn der so dumm ist und hierherkommt, dann will ich einen Besen fressen!"

„Sieh ihn dir doch an, Mensch!" schrie der Portier. „Er ist es! Ich schwör's dir! Ich habe mich noch nie in meinem Leben geirrt. Wenn du's nicht glaubst, trag doch den Koffer 'rauf auf Nummer fünfzehn!"

„Bei Gott", rief der Kellner Juraj, „das tue ich!" Er begann die Tabletts wieder abzuräumen. Mochten die Gäste im Kaffeehaus sich nur gedulden, wo es sich doch um ein so ungeheuerliches Begebnis handelte wie Golowins Rückkehr nach Boguslawa!

„Komm", sagte der Portier erregt und lief voraus. „Hier ist der Koffer."

Juraj nahm den Koffer und ging hinauf.

An seinem hängenden grauen Schnurrbart kauend rannte der Portier in dem kleinen Vorraum auf und nieder wie eine gefangene, verstörte Ratte.

Und es war ein großer Triumph, als er den Kellner die Treppe herunterkommen sah; als er sein Gesicht erblickte.

„Himmel und Hölle!“ sagte Juraj bestürzt. „Du hast recht. Es ist Golowin. Er trägt jetzt eine Brille und ist magerer als damals. Aber natürlich ist es Golowin.“ Er dachte jetzt nicht daran, Kaffee zu servieren, er dachte auch nicht daran, sich mit dem Portier zu unterhalten, sondern er brannte darauf, seinen vertrauten Stammgästen, die in dem verrauchten, trübseligen Kaffeehaus hockten und in die Zeitungen stierten, die aufsehenerregende Neuigkeit zu überbringen.

Mit fliegenden Frackschößen eilte er davon.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe auf Kreta.

Von Götz v. Niebelschütz.

Am Bazar von Kanea, vor den Kaffeehäusern der Inselhauptstadt, sitzen die Kreter, enggeschnürt die Taillen — noch ganz wie die alten Minoer. Gepflegt ist ihr Äußeres, gepflegt auch ihre Sprache: kein noch so banaler Gedanke wird da gedacht, der nicht versteckt würde hinter einem ganzen feingesponnenen Netz von Redensarten. Das Nein und das Ja, der Kreter kennt es nicht. Umschreibend ist seine Rede.

Kultiviert wird selbst das Mißverständnis, und kunstvoll wird es auch heraufbeschworen. Der Kreter sucht den Streit und brüstet sich mit seiner Männlichkeit bis er den Grund gefunden hat, sie zu beweisen: mit einem Dolchstich, mit einem Schuß, mit einem Faustschlag. Stolz ist er, für eine Rauferei im Loch zu sitzen, „ehrenhalber“ hinter Gittern. Heiratsfähig ist er erst nun, ein ganzer Mann. Das Warten ist sein Tagwerk, in der Taverne und im Kaffenion, das Warten auf die Gunst des Schicksals und die Gelegenheit, sich, eben, als ein ganzer Mann zu zeigen.

Kein Weiberrock erscheint in diesen Kaffeehäusern und Tavernen, und selten einer auf der Gasse. In den vier Wänden seines Hauses hält der Kreter seine Frau, versteckt selbst für die Brüder. Arbeiten läßt er sie, wirken und weben, den ganzen Tag, während er selbst den Beau herauskehrt, mit geschnürtem Leib vor seinem Mokka am Bazar. Nie aber schlägt er sie. Nie hört sie aus seinem Munde ein hartes, böses Wort. Blumenreich ist seine Sprache und ritterlich; und eine Bitte ist sein Befehl.

So scheuen sie sich nicht vor der Heirat, die kretischen Frauen, nicht als Joch empfinden sie die Ehe; und auch die kleine Vassiliki wünschte sich den Mann. Sie liebte Kostas, den armen Kafedzis. Der ahnte nichts von seinem Glück, denn nur verstohlen sah ihn Vassiliki, wenn er vorüberschritt mit wippendem Gang und geschnürter Taille, vorüber an ihrem Fenster über die Straße, zu seinem kleinen schmierigen, vom Vater her ererbten Kaffeehaus, ohne zu ahnen, daß er geliebt wurde.

In ihrer Not befragte sie die Tante. Die kannte das alte Zaubermittel, das man auf den Inseln braucht, um den Männern die Köpfe zu verdrehen. Das trug sie bei sich vierzig Tage, wie es der Brauch will, und andere vierzig Tage lag es auf dem Altar, vierzig Messen lang. Zerrieben wurde es endlich in feinen Staub, und Vassilikis Tante fand einen Neffen, der es dem Kostas heimlich in den Kaffee mischte.

Der Kafedzis aber blieb ungerührt. Er vermerkte lediglich, daß sein Mokka körnig war, und kümmerte sich nicht mehr als ehedem um die kleine Vassiliki. Schwadronierend stand er vor seinem Kaffeehaus, mit geschnürter Taille. Er stritt sich mit den Gästen, schlug sich, schoß sich, stach sich, ging für Tage „ehrenhalber“ ins Gefängnis, kam zurück — — und mehr und mehr wuchs sein Ansehen auf der ganzen Insel, denn „Jia tus Levendes inä ta sidera!“ sagt man stolz: „Die Tapfersten legt man in Eisen!“

Vassilikis Tante wartete noch eine Weile. Dann riß ihr die Geduld — ihr Ruf als Pythia stand hier auf dem Spiel! — und außer sich, daß ihren Zaubermitteln kein Erfolg beschieden, begab sie sich zum Kafedzis, geradeswegs ins Kaffeehaus (entgegen allen guten Sitten!), um laut herauszulamentieren, daß so ein Raufbold wie der Kostas die Pflicht — nicht nur das Recht — zum Heiraten besitze. „Hol's der Teufel!“ schrie sie. „Dreißig Jahre ist er, Geld hat er auch keins, im Gefängnis war er: ein Lump ist er, wenn er nicht heiratet!“

„Das Unglück Frankreichs.“

Zum 175. Todestag der Marquise von Pompadour

Von Hedwig Forstreuter.

„Das Unglück Frankreichs“ nannten Franzosen die Marquise von Pompadour nach dem für Frankreich ebenso verlustreichen wie ruhmlosen Siebenjährigen Kriege. Die ehrgeizige und skrupellose Frau war nicht davor zurückgeschreckt, sich diplomatisch mit Friedrich dem Großen messen zu wollen. Gekränkte Eitelkeit ließ sie seine Gegenspielerin werden — nur schwer ertrug sie den Spott, mit dem der König sie bedachte. Sie trieb Frankreich zum Bündnis mit Österreich und trug damit zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges nicht unwesentlich bei.

Unter den Frauen, die als Geliebte und Maitressen die Gunst fürstlicher Männer besaßen, nimmt Frau von Pompadour einen besonderen Platz ein. Durch ihr Äußeres und die Gewandtheit ihres Wesens gewann sie die Neigung Ludwigs XV., und sie verstand es, ehrgeizig und intrigant, wie sie war, sich eine Stellung zu erringen, die ihr solche Macht verlieh, daß sie gleich einer Herrscherin auf die Geschicke des Landes einwirkte.

Aus dem Volke stieg sie empor, ein einfaches Fräulein Poisson. Durch Vernunftheirat wurde sie Frau von Etoilles, der einmal prophezeit worden war, daß sie die Geliebte eines Königs sein werde. Mit einer geradezu gefährlichen Kraft drängte sie diesem anscheinend unerreichbaren Ziel entgegen. Sie empfand dabei keine Verpflichtung, sorgend an ihr Land und Volk zu denken, von dessen Arbeit und Steuern der Luxus des königlichen Hofes bestritten wurde.

Ihre natürliche Schönheit erregte Aufsehen. Bei den großen Hofjagden gelang es ihr, den König in den Wäldern von Sénart zu treffen und durch die kühne Anmut ihrer Kleidung seine Aufmerksamkeit zu wecken. Auf einem Maskenball glückte es ihr kurz danach, sich dem König als besonders reizvolle Maske zu nähern und ihn mit tausend Herausforderungen zu necken, die ihm offenbar gefielen. Eine Zusammenkunft wurde erreicht. Sehr bald danach ging Ludwig XV. ins Feld und schrieb von dort zahlreiche Briefe an die neue Freundin. Auf einem dieser Schreiben, kurz vor der Rückkehr aus dem Felde abgesandt, standen zuerst Name und Rang, unter denen sie in die Geschichte eingehen sollte: Marquise von Pompadour.

Im September war der König zurückgekehrt, und schon im Oktober bezog die Pompadour in Fontainebleau die Gemächer, die vorher der Herzogin von Châteauroux gehörten. Die neue Stellung war zwar erreicht, aber noch keineswegs gesichert. Jetzt hieß es, Verbündete und Freunde suchen, sich gut mit der Königin stellen, die Sympathien der Minister und Prinzen gewinnen. Großer Aufwand an Liebenswürdigkeit, weiblichen Zauberkünsten und Intriguen, ein ganzes System von skrupelloser Verschwendung wurden nötig, um dieses Programm einzuhalten. Die schwierigste Aufgabe aber blieb, den König zu beschäftigen, ihm immer neu zu gefallen, ihn zu unterhalten und zu belustigen. Denn diesen König, der in verfeinerter, geselliger Kultur lebte, der durch Prachtentfaltung in seinen Schlössern und Gärten alle Träume von Schönheit und Luxus verwirklicht sah, bedrückten Müdigkeit und Lustlosigkeit. Die großen Ideen des geborenen Staatsmannes und Herrschers fehlten ihm, er kannte nicht den Schwung einer starken Liebe für sein Volk und den Stachel des Ehrgeizes; so blieben ihm nur die Freuden flacher Zerstreuung, bis zum Überfluß ausgekostet.

Die Pompadour kam gerade zur rechten Zeit, um den König aus diesen Stimmungen aufzurütteln, ihn anzureizen zu neuer Lebensfreude, denn weiter reicht bei ihr der Flug der Gedanken nicht. Wie viel Segen hätte sie bei der Tiefe ihres Einflusses auf das Gemüt des Königs stiften können! Aber die Marquise war keine Landesmutter, sie fühlte sich dem Volke verbunden, und so vermochte sie nur die Untertanen Ludwig XV. auszubeuten und das Errungene zu verschwenden. Nicht zu hilfreichem landesherrlichen Tun, nur zum Genuß und gelegentlich noch zur Pflege der Künste trieb sie Ludwig XV. an. So veranstaltete die nimmermüde Geliebte eine nicht abreißende Folge von Festen, Garteneinladungen, Theaterspielen und Konzerten. Der König behielt kaum Zeit, die notwendigsten Regierungsgeschäfte zu erledigen. Die vortragenden Räte wurden oft

mitten in einem Referat von der Favoritin unterbrochen und fortgeschickt, „weil die Arbeit den König ermüde". Zum Ausgleich hielt die Marquise den König in Atem durch Vergnügungen, durch den Wechsel der Aufenthalte, durch Ausflüge, nach Crécy, Fontainebleau und Compiègnes, ja sie ging so weit, diesen Wirbel der Abwechslungen noch um eine besondere Darbietung zu bereichern, auf die noch keine Frau am Hofe verfallen war. Zur Zeit der Fasten veranstaltete die Erfindungsreiche für den König in ihren Gemächern geistliche Konzerte und große Motetten, die von den Kammermusikern gespielt wurden und in denen sie selbst mit anderen Damen und Herren des Hofes sang.

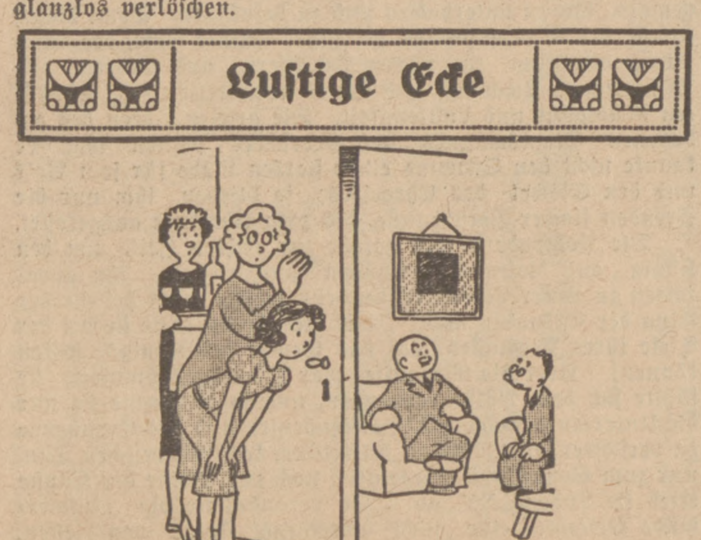
Außerdem begann sie das Theater zu pflegen: Eine kleine intime Bühne entstand, als erste Vorstellung ging Molieres „Tartuffe" über die Bühne. Auch Sänger und ein Orchester standen für das Theater zur Verfügung, und Frau von Pompadour liebte es, selbst hier aufzutreten, ihrer Anmut und ihrer schönen Stimme sich voll bewußt. In ausgewählten Kostümen und in immer neuen Verwandlungen blendete sie das Auge des Königs.

Aber diese Unterhaltungen allein waren ihrem Geist nicht genug, die praktische Seite ihrer Natur trieb die Frau zum Landansammeln und zum Bau von Schlössern und Lusthäusern, zumal ihr persönliches Vermögen sich stattlich vermehrt hatte. Es entstanden damals die Gärten und Landhäuser, Schlösser und Terrassen in Crécy, in Fontainebleau und La Celle, ferner die Eremitagen, die inmitten rosenblühender Gärten lagen. Zur Ausschmückung dieser Schlösser und Gartenhäuser waren Heere von Malern, Bildhauern und Gießern, von Porzellanarbeitern und Vergoldern beschäftigt. Solcher Aufwand an Pracht und innenarchitektonischer Schönheit kostete Frankreich 36 Millionen, denn Frau von Pompadour begnügte sich nicht mit der Ausschmückung ihrer eigenen Besitztümer, sondern veränderte und erneuerte in unbedenklicher Verschwendungssucht die Schlösser, in denen der König sie empfing.

Es kam aber eine Zeit, in der ihre Kräfte nicht mehr ausreichten, ihr zarter, kränkelnder Körper versagte und sie zufrieden war, den König mit kleinen Liebeleien beschäftigt zu sehen, wenn sie selbst nur ihre Machtstellung behielt. Diese Macht immer mehr auszubauen, ihren Namen nicht nur der Geschichte Frankreichs, sondern der europäischen Geschichte einzuprägen, wurde nun ihr leidenschaftlich verfolgtes Ziel. In diese Spanne fiel das Bündnis mit Österreich. Die öffentliche Meinung griff sie haßerfüllt an. — Der Traum von einem vergrößerten Frankreich war für sie ausgeträumt; König Friedrich war Sieger geblieben und dachte nicht daran, bei Frankreich um Gnade zu betteln, wie es sich die Marquise ausgemalt hatte.

Diese Enttäuschung mag mit dazu beigetragen haben, die Krankheit zu beschleunigen, die in verhältnismäßig jungen Jahren diesem Leben des Ehrgeizes ein Ende setzte. Verschwenderisch und zugleich habgierig, ohne den inneren Halt eines Ideals oder eines Glaubens, mußte das Dasein der Pompadour, das nur auf Festhalten der Macht und auf Geldzusammenraffen gerichtet war, niedrig werden und glanzlos verlöschen.

Lustige Ecke



„Junger Mann, daß Sie um die Hand unserer Tochter anhalten, ist uns eine große Überraschung!"



Rätsel-Ecke



Ergänzungs-Aufgabe.

... bstahl
.... sausträger
..... erlohn
. arragona
... schau
... ffenbach
.... krieg
... ulaner
.... rat.

Die Punkte sind durch Buchstaben zu ersetzen, damit sich waagerecht neun Wörter lesen lassen, die bezeichnen:

1) strafbare Handlung 2) Bote 3) Abfindung 4) spanische Stadt am Mittelmeer 5) Stadt an der Weichsel 6) bekannter Maler 7) Völkerringen 8) Inselbewohner 9) Gerät.

Bei richtiger Lösung nennen die eingesetzten Buchstaben (in gleicher Reihenfolge abgelesen) einen Werberuf.

*

Reimergänzungs-Rätsel.

Es tönet über das weite —
Ein liebliches Frühge — ⌣,
Nie ist so ruhig wie jetzt die —,
So sonnig und wonnig wie — ⌣.

Es ist, als sängen die Vögel —
Heut schöner als andere — ⌣.
Als dufteten heut mit stärkerem —
Die Blumen im Felde und — ⌣.

Und Orgelklänge tönen von —,
Von Morgenlüften ge — ⌣,
Und alles betet: „Wir loben den —
Und wollen ihn ewig — ⌣!"

Suche die Reime, um das Gedicht zu vervollständigen!

*

Scherz-Rätsel.

Zwei Väter und zwei Söhne
Schossen drei Hasen,
Und doch trug einen ganzen
Ein jeder in seinem Ranzen.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 76

Stern-Rätsel:

```
          L
    I     O     M
       A  P  L
          M  A
 I  R  U  +  L  O  T
          R  M
       O  A  U
    M     S     S
          T
```

= Palmarum.

*

Verlobungs-Anzeige:

Kaiserslautern
Frankfurt - Oder.

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.